

Liebe in Zeiten des Turbowandels

von Walter Hollstein



Für Martin Luther waren die Dinge klar; er schrieb ganz eindeutig vom „sauberen Definieren der Liebe“. Der Reformator unterschied dabei die falsche, die natürliche und die eheliche Liebe. Als „falsche Liebe“ verpönte Luther die Gier nach Geld, Gut, Ehre und Frauen außerhalb der Ehe; das sei wider Gottes Gebot. Die „natürliche Liebe“ fand er zwischen Vater und Kind, Bruder und Schwester, zwischen Verwandten und dergleichen. Aber über alles ging ihm die „eheliche Liebe“; das ist die „Brautliebe“, die brenne wie Feuer und suche nichts anderes mehr als das „eheliche Gemahl“. Diese Liebe wolle nur den Geliebten, ganz oder gar nicht.

Heute ist von alledem nichts mehr Gewissheit. In den vergangenen fünf Jahrzehnten haben sich die menschlichen Wirklichkeiten von Liebe, Ehe und Familie in einem dramatischen Masse verändert. Parallel zu Ehe und Familie haben sich voreheliche, nicht-eheliche und gleich-geschlechtliche

Partnerschaften entwickelt. Die Lebensdauer von Ehe und Familie hat sich reduziert; in einer hässlichen Sprache wird von „Lebensabschnittspartnern“ gesprochen. Trennungen und Scheidungen sind alltäglich geworden. Unvollständige Familien nehmen immer mehr zu; alleinerziehende Eltern – insbesondere Frauen- stellen mittlerweile ein Massenphänomen dar. Liebe und Ehe werden tausendfach anders und verschieden definiert. Traditionelle Wertvorstellungen von Treue, Respekt, Monogamie, Ewigkeit, Ehrfurcht und Ganzheit – zu Luthers Zeiten selbstverständlich – wagt heute kaum noch jemand, mit den modernen Realitäten von Liebe und Beziehung zu verknüpfen. Vielmehr wird das Zusammenleben von Frauen und Männern enttabuisiert. Dazu gehört die Trennung von Liebe und Sexualität, die Entwicklung der Sexindustrie oder die zunehmende Selbstverständlichkeit der Pornographie. Rund fünfhundert Jahre nach Luther zirkuliert das Bonmot: „Was ist Liebe?“ – Ein Wort, das aus drei Vokalen, zwei Konsonanten und zwei Dummköpfen besteht“.

In Ingmar Bergmans Meisterwerk „Szenen einer Ehe“ fragt Marianne ihren Johan: „Glaubst du, wir leben in absoluter Verwirrung?“ Angesichts ihrer gescheiterten Ehe will Johan wissen, wen Marianne denn meint: „Du und ich?“. Marianne antwortet: „Nein, wir alle“. Daraufhin erkundigt sich Johan: „Was meinst du mit Verwirrung?“: Marianne präzisiert: „Furcht, Unsicherheit, Unverstand“. Auf die moderne Familie bezogen ist das sicher ein richtiger Befund. Jede Statistik über Ehe und Familie belegt, dass die Zahl der unvollständigen Familien stetig wächst, dass die

traditionelle Familie fortschreitende Auflösungstendenzen zeigt und dass bei den Beteiligten – den Kindern zumal – immer mehr Gefühls- und Erziehungsdefizite entstehen. Liebe hat sich entinstitutionalisiert; sie ist frei geworden von Familie und Ehe.

In der Familie früherer Jahrhunderte wurde gearbeitet, konsumiert, gelebt, gefeiert, geliebt, Herrschaft ausgeübt, Geselligkeit erfahren und Gesellschaft gegründet – alles zusammen. Die Familie war nicht nur Liebesgemeinschaft, auch nicht einzig Lebens- und Konsumeinheit, sondern sie war vor allem Arbeitsgemeinschaft von Mann, Frau und Kindern. Bis hinein ins 19. Jahrhundert bewahrt sich die Familie diesen primären Stellenwert als Produktionsort. Musterbeispiel ist die Bauernfamilie. Ihr ganzes Leben und Streben kreiste um die Arbeit, um die gemeinsame Erhaltung und den Ausbau des Hofes. Emotionen und Gefühle zwischen den Partnern kam nicht jene Wichtigkeit zu wie Arbeitsinhalten und Arbeitsabsprachen. Nicht die Liebe im modernen Sinne war in früheren Jahrhunderten die Grundlage für Familie und Ehe, sondern die Arbeitsbeziehung. Gegenüber der reichen Gefühlspalette, die heute den Ausschlag für die Partnerwahl gibt, standen im 17. oder 18. Jahrhundert weitaus nüchterne Motive im Vordergrund, wenn es darum ging, eine Frau oder einen Mann fürs Leben zu wählen: Arbeitsfähigkeit, Gesundheit und Mitgift.

Das bürgerliche Liebes- und Familienideal, dem wir heute folgen, entstand erst in der letzten Hälfte des 18. und recht eigentlich dann im 19. Jahrhundert. Grundlage für diese Entwicklung war, dass sich außerhalb der Bauernschaft nun Familienformen herausbilden, die nicht von den primären Notwendigkeiten der Produktion geprägt sind. Dies ist die innovative Leistung des Adels und, abseits dieser privilegierten Kaste, vor allem die der aufkommenden Schicht der Staatsdiener. Sie alle charakterisiert die Trennung von

Haushalt und Erwerbsarbeit. Die wirtschaftliche Entwicklung mit ihrer fortschreitenden Differenzierung liess neben der Bauernschaft zunehmend neue Berufe entstehen wie vor allem den Stand der Handwerker. Während bei den Bauern Arbeits- und Lebensort eine Einheit bildeten, ergaben sich bei den Handwerkern erste Unterschiede: Die Werkstatt ist immer häufiger nicht mehr an das Haus als Mittelpunkt des Lebens gebunden; diese tendenzielle Trennung verstärkt sich im Laufe der Zeit. Bei den Beamten ist die Separierung von Produktion und Konsumtion noch sehr viel deutlicher. Der Beamtenhaushalt erfüllt wie der Adelshaushalt auf einer anderen Ebene bereits die Eigenschaften der modernen Familie wie Intensivierung der persönlichen Beziehung, Erziehung des Nachwuchses, Erholung und Entspannung.

Der Verlust der materiellen Grundlagen und Belange der Familie bedingt notwendigerweise deren Brüchigkeit. Kollektive Werte und Traditionen, die bis anhin sichere Orientierung ermöglicht hatten, erodieren. Die alten Regeln und Normen, die für alle Beteiligten Verhaltensstabilität bedeuteten hatten, gelten nicht mehr, ohne dass neue an ihre Stelle getreten wären. Wenn keine vorgegebenen Normen und Regeln mehr existieren, um das Zusammenleben von Frauen, Männern und Kindern a priori zu ordnen, bedarf es des ständigen Aushandelns im Gespräch, um den Alltag der Betroffenen aufrechtzuerhalten. Nichts ist mehr selbstverständlich. Die Freiheit ist zwar gewachsen, verlangt aber, weil sie ja nicht als solche reguliert ist, die inhaltliche Ausgestaltung, und das als permanente Herausforderung.

Daran ist eine gesellschaftliche Dynamik beteiligt, die soziologisch im Begriff der „Individualisierung“ erfasst wird. Damit ist gemeint, dass das Leben von Frauen und Männern aus weiland gott- oder gesellschaftsgesetzten Umständen „befreit“ ist. Zwänge, wie sie früher bestanden,

haben sich aufgelöst und uns in die alleinige Verantwortung für unser Leben geworfen. Religiöse Determinationen, soziale Bestimmungen, Standesschranken, Milieugrenzen, Traditionen und eingrenzende Wertvorstellungen sind zusammengebrochen. „Alles ist möglich“ – so der Slogan der Epoche.

Damit können wir alle unsere Lebensentscheidungen selber treffen; wir müssen es aber auch. Der kürzlich verstorbene Soziologe Peter L. Berger und seine Frau Brigitte demonstrieren die Folgen: Wenn einem Paar keine institutionellen Muster mehr zur Verfügung stehen, sind Frau und Mann mit „einer Unzahl von denkbaren Wahlmöglichkeiten“ konfrontiert. „Sicher würde ihnen das viel Freiheit geben, und für eine Weile wäre das wohl auch aufregend. Als ständiger Sachverhalt wäre das unmöglich: Es würde ihre ganze Zeit und Energie in Anspruch nehmen, so dass sie zu nichts anderem kämen“. Das Buch erschien 1984. Einige Jahre später ist das, vor dem die Bergers warnen, schon Realität. Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, ebenfalls ein Paar, notieren: „Jetzt bedarf es einen ständigen Dialogs, um die gemeinsame Sache herzustellen und zu erhalten, sprich: den Freiraum der Privatheit mit übereinstimmenden Definitionen von Liebe, Ehe, Partnerschaft zu füllen. Das kostet endlose Anstrengungen (...); nie ist ein Ende erreicht, nach jeder neuen Verständigung werden wieder neue Vermittlungen nötig“.

Die Lage verschärft sich durch die zunehmende „Differenzierung“ der Geschlechter. Im Zürcher „Tagesanzeiger“ war vor kurzem das drastische Bekenntnis zu lesen: „Ich bin ein Mann (27) aus der westlichen Zivilisation. Werde nicht heiraten oder Kinder kriegen, weil ich keine Lust habe, einer faulen Frau den Lebensunterhalt zahlen zu müssen“. Und: „Die jungen europäischen Frauen können sich ja von Männern aus dem Balkan, Nahen Osten oder

Nordafrika schwängern lassen und diese heiraten. Mir egal, habe mein Auto, meine Drogen und Huren. Was das für die weibliche Zukunft, sprich eure Rechte in unserer Zivilisation bedeutet, könnt ihr euch selbst ausmalen. Nach mir die Sintflut. Millionen westlicher Männer denken so.»“

Ein Spinner? Mitnichten. Das Statistische Bundesamt in Deutschland hat einen Datenreport über Alleinlebende veröffentlicht. Seit 1991 ist die Quote der Single-Männer um 81 Prozent gestiegen. Diese Entwicklung betrifft vor allem junge Männer im heiratsfähigen Alter: 27 Prozent der 18- bis 34-Jährigen leben heute allein. Auch in sogenannten mittleren Jahren – von 35 aufwärts – liegt der Anteil der allein lebenden Männer signifikant über jenem der allein lebenden Frauen. 60 Prozent der allein lebenden Männer zwischen 35 und 64 Jahren waren noch nie verheiratet; das Statistische Bundesamt bezeichnet sie als «echte Junggesellen». Das sind – in absoluten Zahlen – circa 7 Millionen Männer im heiratsfähigen Alter, die sich einer festen Beziehung mit einer Frau verweigern. Nach Auskunft des Bundesamtes für Statistik in Neuchâtel ist diese Entwicklung in der Schweiz sogar noch gravierender.

Die amerikanische Psychologin Helen Smith spricht in diesem Zusammenhang von einem dramatischen Problem. Sie meint, dass junge Männer sich zunehmend verweigerten, weil die gesellschaftliche Entwicklung immer männerfeindlicher werde und sie mehr und mehr ihrer Zukunftsmöglichkeiten beraube. So bliebe ihnen als Antwort nur, arbeits-, beziehungs- und zeugungsmässig zu streiken. Das mag übertrieben klingen, enthält aber auch für unsere Breitengrade tendenziell Wahres. Soziologen sehen bei Männern schon länger die Tendenz, sich gesellschaftlicher Verantwortung zu entziehen. Davon sind auch die Frauen betroffen; so wird ihre Partnerwahl immer beschwerlicher. Hanna Rosin zitiert in ihrem Bestseller „Das Ende der Männer“ eine Karrierefrau mit den Worten: „Die Män-

ner sind entweder eingeschüchtert von mir (und meinem Gehalt), oder sie können sich eine Frau wie mich nicht leisten.“

Eine Studie der Yale-Universität hat kürzlich ergeben, dass 90% der Frauen, die sich um eine künstliche Befruchtung bemühen, keinen adäquaten Partner („educated men“) finden konnten, weil sie auch nicht bereit waren, „nach unten“ zu heiraten. Die Situation wird sich verschärfen, weil immer mehr Männer von Abstiegsprozessen bedroht sind, wie soeben das englische „Institute for Fiscal Studies“ festgestellt hat.

Von der gesellschaftlichen Entwicklung ist in absehbarer Zeit keine kollektive Lösung zu erwarten. Von daher sind wir alle gefragt, für uns und unsere Beziehungen Lösungsmuster zu entwickeln. In dieser Richtung argumentieren die amerikanischen Paar-Therapeuten Samuel Shem und Janet Surrey. Obwohl sie Unterschiede zwischen den Geschlechtern durchaus anerkennen, ist es ihnen wichtiger, das Gemeinsame in der Partnerschaft zu betonen. Zielvorstellung ist, dass Männer und Frauen sich in einem „Wir“ finden. Dazu konzipieren sie 4 Schritte: Aufbau der „Wir-Bewußtheit, Aufbau der Bewusstheit für „Mann“ (Männlichkeit) und „Frau“ (Weiblichkeit), Erlernen einer „Verbundenheits-“ und „Unverbundenheitssprache“ sowie Pflege und Ermächtigung des „Wir“ und die dazugehörigen Methoden, dieses „Wir“-Sein zu stabilisieren. „Wir haben eine einfache Alternative entdeckt: Um aus einer Sackgasse herauszukommen, muss man gemeinsam Lösungen entwickeln und die Verbundenheit zwischen Frauen und Männern zum vorrangigen Ziel machen. Wenn beide die Erfahrungen des jeweils anderen allmählich erkennen und sich dann bewegen lassen, beginnt die Erweiterung zum wechselseitigen Wir“.

Walter Hollstein ist em. Professor für Soziologie; Gutachter des Europarates für soziale Probleme; Autor u.a. von „Was vom Manne übrig blieb“ (2012)